

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 20

Artikel: Der tote Sänger : Skizze
Autor: Hayek, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671734>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

er dem Gast eine Schreibtafel und bat: „Notieren Sie es auf, nur die Hauptsache, ich weiß es dann schon zu finden; ich bin nun bereits lange Zeit daran gewöhnt.“

Er brachte das Thema auf die Pariser Musikverhältnisse und auf Hector Berlioz. Aber es war eine lange, triste, stockende Unterhaltung. Beethoven war der italienischen Sprache nur wenig mächtig, so daß Carpani oft dolmetschend einspringen mußte — und Rossini konnte nicht sprechen, ihm war der Hals zugeschnürt. Mit zitternder Hand schrieb er seine Worte auf die Tafel; vielleicht waren es nicht einmal die richtigen, er wußte es nicht, denn über alle Fragen und Antworten hinweg sah und empfand er nur immer wieder: in dieser Armutseligkeit, dieser trotzig weltabgewandten Einsamkeit lebte und rang der größte deutsche, ach, der Welt größter Tonschöpfer. Unter diesen Leiden, diesen allzu herben Schicksalsschlägen schuf der taube Musiker, zu fern, unerreichbaren Höhen geisterhoben von einem seiner Zeit um Jahrhunderte vorausgeeilten Genie, seine im Gegenwartsbegriff noch unermeßlichen Werke, die aus göttlichen Höhen und menschlichen Tiefen in einer zuvor noch nie gehört Sprache zu den Herzen redete.

Rossini zog den Fuß mit dem zierlichen Schuh und dem seidenen Strumpf zurück, verbarg die Hand mit den kostbaren Ringen; es war, als schämte er sich seiner Eleganz. Die brüchige Un-

terhaltung, der niemand recht froh wurde, geriet ins Stocken. Rossini erhob sich, rang mühsam seine tiefe Erregung nieder und reichte dem andern die Hand. Ein paar höfliche Abschiedsworte noch, dann war er draußen.

Bleich, zitternd ging er die Treppe hinab, wußte, daß diese Begegnung für sein ganzes Leben ein unauslöschlicher Eindruck bleiben würde. Unten, im Flur, konnte er nicht weiter; Tränen stürzen in seine Augen. „Das ist doch nicht möglich! Carpani, das ist doch nicht möglich!“

*

Die zum Teil schon geplanten und vorbereiteten Opern „Semiramis“ und „Tell“ brachten Rossini nochmals große Triumphen ein. Dann legte er, zur Verwunderung aller Welt, den Griffel beiseite. Siebenunddreißig Jahre alt, geistig und körperlich frisch, mitten in der glänzendsten Laufbahn stehend, verstummte der „Schwan von Pesaro“. Alle Angebote der drängenden Verleger lehnte er ab. „Es ist genug. Für den Ruhm schreibe ich nicht mehr, und Geld habe ich ausreichend. Was auch noch? Italienisch habe ich genügend geschrieben, französisch mag ich nicht und deutsch kann ich nicht schreiben.“

Er blieb dabei. Mit Ausnahme seines später geschriebenen religiösen Werkes „Stabat mater“ hat Rossini nicht mehr komponiert. Die Gründe für sein plötzliches Verstummen sind nie genau bekannt geworden.

Der tote Sänger.

Skizze von Max Hayek.

Die Wirtin hatte den Einfall, das Grammophon, das viele Jahre hindurch geschwiegen hatte, aus der verborgenen Kastenecke hervorzuholen und in Funktion zu setzen.

Ich war, ein einsamer, letzter Gast, dem wechselnden Treiben der Gedanken beschaulich hingegangen, das halbleere Glas vor mir, wehrlos an meinem Tische gesessen.

Nun drangen die klare Stimme Carusos, die in der Arie „Ridi Bajazzo!“ lachte und weinte, (ein bitteres Lachen, ein herzerreißendes Weinen!), der stürmisch ansteigende Tenor Slezaks, der Eleazars Gebet sang: „Großer Gott, hör! mein Flehn!“ und der wie auf Libellenflügeln hinschwebende Sopran der Selma Kurz nacheinander zu mir herüber. Diese Wirtin schwärzte nur für die Sänger und Sängerinnen von einst. Sie hatte ein Schallplattenarchiv.

Und nun hörte ich auch die Stimme des toten

Sängers, die ich so oft gehört, als sie freiströmend das weite Opernhaus erfüllt und mich durch ihre männliche Kraft, durch ihren edlen Wohlklang entzückt hatte. Diese Stimme sang die „Feld einsamkeit“, jenes vollendete Gedicht von Hermann Allmers, um dessen Worte Johannes Brahms das tönende Strahlenkleid der Melodie gelegt hat:

Ich ruhe still im hohen, grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben,
Von Grillen rings umschwirrt ohn' Unterlaß,
Von Himmelshläue wundersam umwoben.

Die schönen weißen Wolken ziehn' dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne, stille Träume.
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.

In dieser Stimme lag nun etwas wie das Wissen um ein stilles, heimliches Glück, um eine tiefe, letzte Seligkeit, von der nur Abgeschiedene

singen können. Ja, mich dünkte, als ich die Stimme des toten Sängers vernahm, als wollte der Heimgegangene den Lebenden etwas zufingen von dem Zustande eines leidlosen, unkörperhaften Seins, von der Lichtflut der „ew'gen Räume“, die ihn, der überwunden hatte, indessen aufgenommen. Und ich dachte beim mystischen Tönen der Worte, „als ob ich längst gestorben bin“ — an die Schönheit des Gestorbenseins...

Doch nun war der Diskus abgelaufen, das träumende Lied zu Ende. Die Wirtin, ungeduldig — das Gestorbensein war offenbar ihre Sache nicht —, hielt schon eine neue Platte bereit, und indem sie sie geschäftig einlegte, sagte

sie rasch, wie um das Lied des toten Sängers totzuschlagen: „So, und jetzt was Fesches, was Lustiges!“ — Und ein Lied zum Preis des Weines, von einem beliebten Wiener „Naturſänger“ mit möglichster Unnatur gesungen, hub unbarmherzig an.

Die Grammophonnadel, die eben noch ein Brahms'sches Lied aus stummem Schlaf zu edlem Tönen erweckt hatte, kratzte einen wütenden, aber ohnmächtigen Protest. Doch der „Naturſänger“ ließ sich nicht stören, obgleich er nicht wußte, daß er in jenem Moment zugleich der symbolische Sänger der Natur war, die das Leben liebt und für den Tod keinen Begriff hat.

Landsgemeinde auf dem Münsterhof.

Von A. De Nora.

Trommler und Bläser. Marschierende Stahlhelme. Die Fahnenkompanie zieht auf. Den großen, uralten Hof am Fraumünster füllt wie einen Brunnentrog Zustrom von Menschen. Eines Redners Stimme hallt über die Häupter. Um Zürcher Freiheiten geht es, Wahlen, städtische Gerechtsame. Das wogt, rauscht, flittert wie Wellen. Die hochgestockten Häuser ragen als Senatoren ernst und wissend ob der Menge und dem wohlvertrauten Bild. So erblickten sie es schon vor hundert und mehr Jahren. So tagten und thingten schon die Stämme der Vorzeit, hünenhafte Tannen über sich, oder Firnen statt der Firste... Zurufe. Hände erhoben wie zum Schwur. Die Regie solcher Versammlungen bleibt immer bedeutend durch Alter und Würde. Sie schöpft aus natürlichen Quellen, vom Parlamentarischen gelöst, ebt sie gleichsam in das Ursprüngliche einer Volksbefragung zurück, zur unmittelbaren Willensäußerung der „Gemeinde“. Mögen auch fremde Neugierige hinein lusen, — die es angeht, kümmern sich kaum darum, sind ein geschlossener Block von innerer Verschmolzenheit und erledigen ihre Sache unbekümmert um andere. Träger einer unverstehbaren Sprache, genannt Schwyzerdütsch. Genug, daß sie sich selbst verstanden... Die Tagung ist zu Ende, Schleusen öffnen sich, der Menschenteich läuft ab... Trommler, Bläser, Eisenhauben... Ein Banner... Verklingendes Spiel... Verwehende Wimpel...

Der große Platz liegt leer und still. Blaue,

grüne, gelbe Giebel, gehören sie noch in unsere Gegenwart? Das herrliche Zunfthaus zur „Meise“ mit seinen gehäkelten Barockgittern, wulstigen Balkonen, ovalen Wendeltreppen und Deil-de-boeufs? Die gewaltige, graue Kirche, aus Karl des Großen Zeit — ihre Legende reicht in die Urwälder zurück, als noch heilige Rehe auf der Lichtung hielten, damit Königsstöchter dort ein Kloster errichten — geistert wie ein Steinzeitmammuth einher. Und wenn du nachts über das verwaiste Pflaster des Hofes gehst, begegnen dir vielleicht Herren im Leibrock mit Escarpins und Schnallenschuhen, die lebhaft plaudernd ihrer Herberge zustreben und unter der Laterne des Wirtshausschildes noch lange nicht fertig werden. Bis Se. Exzellenz Herr von Goethe den Herzog am Ärmel zupft: „Was stehn Sie schwatzend denn davor? Ist Ihnen doch offen Tür und Tor. Räumen Sie nur getrost herein, — würden sehr willkommen sein!“ Oder dich grüßt bezopften Hauptes Se. Ehrwürden Pastor des Peterhofes und Dichter Lavater, gefolgt von alten Mütterchen aus der „Schipfe-Vorstadt“, die Finger um das Gebetbuch gefaltet, während von jenseits der Limmat die Kathedralen ihre Glockengräze herübersenden. Oder sind es die Jahrhunderte selbst, die da über den Münsterplatz gespenstern? Im Lichte eines grünlichen Mondes, überschattet von den Dächern des Doms und der Zunfthäuser ist diese verzauberte Stätte eine der schönsten und unvergeßlichsten Szenerien der Schweizer Erde.